

8]

## Das Duell.

Roman von N. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Sey.

„Es ist die Zeit meiner Freiheit, Romaschow, meiner geistigen, Willens- und Verstandesfreiheit! Ich lebe dann ein vielleicht sonderbares, aber tiefes, wunderbares Innenleben intensiver Art. Alles, was ich gesehen, gelesen oder gehört habe — wird in mir lebendig, alles gewinnt ein ungewöhnlich helles Licht und tiefen unergründlichen Sinn. Dann gleicht mein Gedächtnis einem Museum seltener Gegenstände. Wissen Sie — ich bin Rothschild! Nehme das erste, was mir in den Weg kommt, und denke lange, durchdringend mit Genuß darüber nach. Ueber Personen, Begegnungen, Charaktere, Bücher, Frauen — Ach, besonders über Frauen und Liebe! . . . Bisweilen denke ich an verstorbene große Männer, Märtyrer der Wissenschaft, an Weise und Helden und ihre wunderbaren Worte. Ich glaube nicht an Gott, Romaschow, denke aber bisweilen an heilige Gottesmänner, -streiter und Märtyrer und rufe mir heilige Gesänge und Kirchenlieder ins Gedächtnis zurück. Ich bin nämlich, mein Lieber, im geistlichen Seminar anferzogen und habe ein erstaunliches Gedächtnis. Ich denke über alles nach und empfinde bisweilen so plötzlich und intensiv fremde Freude und fremden Schmerz oder die unsterbliche Schönheit irgend einer Handlung, daß ich beim Wandern ganz allein, so wie jetzt . . . weine . . . leidenschaftlich, bitterlich weine . . .“

Romaschow stand leise vom Bette auf und setzte sich in das geöffnete Fenster, so daß sein Rücken und die Fußsohlen sich gegen den Fensterrahmen stemmten. Von hier, von dem erleuchteten Zimmer aus, erschien die Nacht noch dunkler, noch tiefer, noch geheimnisvoller. Ein warmer, stoßweiser, aber unhörbarer Wind bewegte unter dem Fenster die schwarzen Blätter irgendwelcher niedriger Büsche. Und in dieser weichen Luft voll eigenartiger Frühlingsdüfte, in dieser stillen Dunkelheit und den übermäßig hellen, gleichsam warmen Sternen spürte man eine Art geheimnisvoller, starker Gärung, erriet man die Sehnsucht nach Mutterchaft und die verschwenderische Wollust der Erde, Pflanzen, Bäume — der ganzen Welt.

Nasanski aber ging immer im Zimmer auf und ab und redete, ohne Romaschow anzusehen, gleichsam mit den Wänden und den Zimmerdecken:

„Die Gedanken eilen in solchen Stunden launisch, bunt und unerwartet dahin. Der Verstand wird scharf und hell, die Phantasie ergießt sich wie ein Strom! Alle Dinge und Personen, die ich rufe, stehen so plastisch und so entzückend deutlich vor mir, als wenn ich sie in einer Camera obscura sähe. Ich weiß, ich weiß es, mein Freund, daß dieser Ueberflavang der Gefühle, diese ganze geistige Erleuchtung nichts anderes ist als die physiologische Wirkung des Alkohols auf das Nervensystem. Anfangs, als ich diese wunderbare gesteigerte Tätigkeit des Innenlebens zuerst bemerkte, glaubte ich, es sei Begeisterung. Aber nein: Es ist nichts Schöpferisches, nicht einmal etwas Dauerhaftes in ihr. Es ist einfach ein krankhafter Prozeß. Es sind einfach plötzliche Ergüsse, die immer mehr und mehr den Boden unterwühlen. Ja. Aber trotzdem ist dieser Wahnsinn süß, und . . . Zum Teufel mit der zarten Schonung, und zum Teufel auch mit der verrückten Hoffnung, hundertundzehn Jahre zu leben und als seltenes Beispiel von Langlebigkeit in die Zeitung zu kommen . . . Ich bin glücklich — damit basta!“

Nasanski trat wieder zum Wandschrank, trank und schloß die Tür sorgfältig. Romaschow stand träge, fast unbewußt auf und tat dasselbe.

„An was haben Sie vor meinem Kommen gedacht, Wassili Nikitsch?“ fragte er und setzte sich wie vorhin auf das Fensterbrett.

Aber Nasanski hörte seine Frage fast nicht.

„Welch ein Genuß zum Beispiel, von Frauen zu träumen!“ rief er und ging bis zum entferntesten Winkel und wandte sich mit einer weitausholenden, überzeugenden Geste gegen diese Zimmerdecke. — „Nein, keine schmutzigen Gedanken! Warum? Man darf einen Menschen niemals, selbst nicht in Gedanken, zum Teilnehmer des Bösen, noch viel weniger

schmutziger Dinge machen. Ich denke oft an zarte, reine, schöne Frauen, an ihre hellen Tränen und ihr reizendes Lachen, denke an junge, keusche Mütter, an Geliebte, die um ihrer Liebe willen in den Tod gehen, an schöne, mitleidige, stolze Mädchen mit schneeweißer Seele, die alles wissen und nichts fürchten. Solche Frauen gibt es nicht. Uebrigens habe ich unrecht. Sicher gibt es solche Frauen, Romaschow, aber wir beide werden sie niemals sehen. Sie sehen sie vielleicht noch, ich aber — nie.“

Er stand jetzt vor Romaschow und blickte ihm gerade ins Gesicht; aus dem träumerischen Ausdruck seiner Augen aber und dem unbestimmbaren Lächeln, das um seine Lippen spielte, konnte man merken, daß er seinen Partner nicht sah. Noch niemals, selbst in seinen besten nüchternen Minuten nicht, war Nasanski Gesicht Romaschow so schön und interessant erschienen. Sein goldenes Haar fiel in dichten, vollen Locken um seine hohe, reine Stirn; der dicke, viereckige, kleine Mondbart lag in gleichmäßigen Wellen, wie gaußfriert, und sein ganzes massives, schönes Haupt, mit dem entblöhten, vornehm geformten Halle gleich dem Kopfe eines jener griechischen Helden oder Weisen, deren herrliche Büsten Romaschow irgendwo in Stichen abgebildet gesehen hatte. Die klaren, ganz wenig feuchten Augen blickten lebhaft, verständig und sanft drein. Sogar die Farbe des hübschen regelmäßigen Gesichtes überraschte durch den zarten, feinen rosa Ton, und nur ein sehr erfahrenes Auge konnte in dieser ansehnenden Friese, neben der bereits eine gewisse Aufgedunsenheit der Züge einherging — die Wirkung einer alkoholischen Entzündung des Blutes entdecken.

„Liebe! Zum Weibe! Welch ein Abgrund von Geheimnissen! Welch ein Genuß, und welch scharfes, süßes Leiden!“ rief Nasanski plötzlich entzückt. Er griff sich erregt mit den Händen ins Haar und wandte sich wieder zur Zimmerdecke, blieb dort angelangt aber stehen und kehrte sich mit dem Gesichte Romaschow zu. „Liebe! — Wer versteht sie? Man hat sie zum Thema schmutziger Operetten, schamloser Bilder, frecher Witze, abscheulicher Verse gemacht. Das haben wir Offiziere getan. Gestern war Diez bei mir. Er sah auf demselben Fleck, wo jetzt Sie sitzen. Er spielte mit seinem goldenen Pincenez und sprach vom Weibe. Romaschow, lieber Freund — wenn Tiere, zum Beispiel Hunde, die menschliche Rede verstanden und einer von ihnen gestern Diez gehört hätte — bei Gott, er wäre vor Scham aus dem Zimmer gelaufen. Sie wissen, Diez ist ein guter Mensch, und alle Menschen sind gut, Romaschow — schlechte Leute gibt es nicht. Aber er schämt sich, anders von Frauen zu sprechen, schämt sich, aus Furcht, sein Renommee als Zyniker, Wüstling, Weiberheld zu verlieren. Dahinter steckt ein ganz allgemeiner Vetrug, eine Art falscher männlicher Farscheit, prahlerische Verachtung der Weiber. Und alles das kommt daher, weil für die Mehrzahl in der Liebe, im Besitz des Weibes, verstehen Sie — im endgültigen Besitz — etwas grob Tierisches, etwas Egoistisches, heimlich Niedriges, Unzuchtiges und Schimpfliches verborgen ist — zum Teufel, ich kann das nicht ausdrücken. Deswegen folgt bei der Mehrzahl auf den Besitz Kälte, Abscheu und Feindschaft. Deswegen haben die Menschen für die Liebe die Nacht bestimmt, wie für Diebstahl und Mord . . . Hier, lieber Freund, hat die Natur dem Menschen einen Hinterhalt gelegt — mit Räder und mit Schlingen.“

„Das ist wahr,“ stimmte Romaschow leise und traurig bei. „Nein, nicht wahr!“ rief Nasanski laut. „Ich sage Ihnen, es ist nicht wahr. Die Natur ist, wie in allen Dingen, auch hier genial verfahren. So kommt es eben, daß für Diez auf die Liebe Ekel und Ueberfättigung folgt, für einen Dante aber die ganze Liebe ein reizender Zauber, ein Frühling ist! Nein, nein, Sie glauben es nicht: Ich spreche von der Liebe im alleroffensten, körperlichen Sinne. Aber die ist das Erbteil Auserwählter. Da haben Sie ein Beispiel: Alle Menschen haben musikalisches Gehör, aber bei Millionen ist es, wie beim Stodfish, oder wie beim Stabshauptmann Wassiljajewo, und nur einer von diesen Millionen — ist ein Beethoven. So ist es in allem: In der Poesie, in der Kunst, in der Weisheit . . . Und auch die Liebe, sage ich Ihnen, hat ihre Höhen, die nur wenigen von Millionen zugänglich sind.“

Er trat zum Fenster, lehnte sich mit der Stirn gegen die Wanddecke neben Romaschow, blickte nachdenklich in die warme Finsternis der Frühlingsnacht und begann mit zitternder, tiefer, eindringlicher Stimme:

„O wie wenig verstehen wir ihren feinen, unfaßbaren Reiz, wir rohen, faulen, kurzlichtigen Menschen! Wissen Sie, welch vielseitiges Glück und welch bezaubernde Qual in unerwidelter hoffnungsloser Liebe ruhen? Als ich noch jung war, lebte in mir ein Gedanke: Mich in ein unerreichbares, ganz ungewöhnliches Weib zu verlieben, wissen Sie, eins, mit dem ich nie und nimmer etwas gemein haben konnte. Mich für das ganze Leben in sie verlieben, alle Gedanken ihr weihen! Mir war alles gleich: Ich wollte mich als Tagelöhner vermieten, als Lakai, als Kutscher dienen — mich verkleiden, Rist anwenden, um sie nur einmal im Jahre zu sehen, ihre Fußspuren auf der Treppe zu küssen, um nur — o, welch wahnsinniges Glück, einmal im Leben den Saum ihres Kleides zu berühren.“

„Und im Irrenhause zu sterben,“ sagte Romaschow finstern.

„Ach, mein Lieber, ist das nicht alles eins?“ erwiderte Masanski im Eifer und lief wieder nervös im Zimmer hin und her. „Vielleicht — wer kann es wissen? — lebt man dann ein glückseliges Märchenleben. Meinethwegen: Sie verlieren den Verstand an dieser wunderbaren, unwahrscheinlichen Liebe; Diez aber verliert ihn infolge progressiver Paralyse und häßlicher Krankheiten. Was ist besser? Denken Sie doch nur, welches Glück — die ganze Nacht auf der anderen Straßenseite im Dunkeln zu stehen und auf das Fenster des vergötterten Weibes zu blicken. Jetzt wird es von innen erleuchtet; auf dem Vorhang bewegt sich ein Schatten: ist sie das nicht? Was tut sie? Was denkt sie? Das Licht erlischt, schlafe ruhig, meine Freunde, schlafe, meine Geliebte! . . . Der Tag ist zu Ende — das ist Sieg! Tage, Monate, Jahre lang alle Erfindungsgaben anwenden und alle Kräfte anspannen, bis endlich das große sinnverwirrende Entzücken kommt: Du hältst ein Tuch, ein Stück Konfett-papier, einen weggeworfenen Theaterzettel von ihr in den Händen. Sie weiß nichts von Dir, hört niemals etwas von Dir, ihre Augen gleiten an Dir vorüber, ohne Dich zu sehen. Aber Du bist da, neben ihr, stets bereit, sie zu vergöttern, stets im Begriff, für sie — nein, warum für sie — für ihre Kapriolen, ihren Mann, ihren Geliebten, ihr Lieblingshündchen — Leben, Ehre, alles zu opfern, was man nur opfern kann. Romaschow, solche Freuden kennen schöne Männer und Er-oberer nicht!“

„O, wie ist das wahr! Wie schön ist alles, was Sie sagen!“ rief Romaschow erregt. Er war schon lange vom Fensterbrett aufgestanden und ging ebenso wie Masanski im schmalen langen Zimmer auf und nieder, wobei er jeden Augenblick mit ihm zusammenstieß und stehen blieb. „Welche Gedanken tragen Sie im Kopf! Ich will Ihnen von mir erzählen. Ich war in ein . . . Weib verliebt. Das war nicht hier, noch in Moskau . . . Ich war . . . Junker. Aber sie wußte nichts davon. Es bereitete mir wunderbares Vergnügen, neben ihr zu sitzen und, wenn sie arbeitete, den Faden zu nehmen und leise zu mir heranzuziehen. Das war alles. Sie bemerkte das nicht, merkte überhaupt nichts; mir aber drehte sich vor Glück alles im Kopf.“

„Ja, ja, ich verstehe,“ nickte Masanski mit fröhlichem, freudlichem Lächeln ihm zu. „Ich verstehe Sie. Es war wie ein Draht, wie ein elektrischer Strom? Nicht wahr? Eine Art feinen, zarten Verkehrs? Ach, Lieber, das Leben ist schön! . . .“

Masanski schwieg, von seinen Gedanken bewegt, und seine blauen Augen glänzten voller Tränen. Romaschow ergriff ebenfalls ein unbestimmtes, weiches Weh und eine fast hysterische Nüchternung. Diese Gefühle bezogen sich ebenso auf Masanski wie auf ihn selbst.

„Wassili Nikolsch, ich bewundere Sie,“ sagte er, faßte Masanski an beiden Händen und drückte sie fest. „Sie sind ein so talentvoller, fein empfindender, groß angelegter Mensch, und da . . . richten Sie sich nun, wie absichtlich zugrunde. Nein, nein, ich will Ihnen nicht alberne Moral predigen . . . Ich bin in derselben Lage . . . Was aber, wenn Sie in Ihrem Leben ein Weib getroffen hätten, die es verstanden hätte, Sie zu schätzen, und die Ihrer würdig gewesen wäre! Ich denke oft darüber nach! . . .“

Romaschow blieb stehen und schaute lange durch das offene Fenster.

„Ein Weib . . .“ zog Masanski nachdenklich in die Länge.

„Ja! Ich will's Ihnen erzählen,“ rief er plötzlich bestimmt. „Ich habe ein einziges Mal im Leben ein wunderbares, ungewöhnliches Weib getroffen. Ein Mädchen . . . Aber wissen Sie, es ging, wie bei Heine: „Sie war lebenswürdig, und er liebte sie, aber er war nicht lebenswürdig, und sie liebte ihn nicht. Sie hörte auf, mich zu lieben, sie . . . sie ist auch nicht hier . . . Es ist schon längst vorüber. Sie wissen ja, ich habe erst drei Jahre gedient, war dann vier Jahre in der Reserve und trat dann vor drei Jahren wieder ins Regiment. Einen Roman hat es zwischen uns nicht gegeben. Im ganzen zehn, fünfzehn Begegnungen, fünf bis sechs intime Unterhaltungen. Haben Sie aber jemals über die unwandelbare, bezaubernde Macht der Vergangenheit nachgedacht? Gerade in diesen unschuldigen Kleinigkeiten liegt mein ganzer Reichtum. Ich liebe sie noch jetzt! Warten Sie, Romaschow . . . Sie sind das wert. Ich werde Ihnen ihren einzigen Brief vorlesen — den ersten und letzten, den sie mir überhaupt geschrieben hat.“

Er hoakte vor dem Koffer nieder und begann ohne Hast Papiere in ihm umzutramen. Unterdessen fuhr er fort zu reden:

„Vielleicht hat sie niemals jemand anders geliebt als sich selbst. Es steckt ein Abgrund von Ehrgeiz, eine böse, stolze Macht in ihr. Und gleichzeitig ist sie so gut, weiblich und unendlich lieb. Als wenn in ihr zwei Wesen wären: eins mit trockenem, egoistischem Verstande — eine anderes mit zärtlichem, leidenschaftlichem Herzen. Da lesen Sie, Romaschow. Das andere ist überflüssig.“ Masanski verdeckte einige Zeilen am oberen Rande. „Von hier ab lesen Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Uhrenzeichen.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Uhren unserer Behörden und Kirchtürme immer richtig gehen. Minutendifferenzen sind sehr häufig wahrnehmbar und haben ganz besonders Reisende, die ihren Weg nach der Bahn genau berechnen, schon wiederholt genasführt.

Eine Ausnahme hiervon machen jedoch zwei Behörden: Post und Eisenbahn. Selbst für den Fall, daß auch hier einmal im Laufe des Tages eine kleine, gar nicht nennenswerte Differenz von vielleicht höchstens einer Minute vorkommen kann, ist es im übrigen jedoch vollständig ausgeschlossen, daß die Differenz sich noch vergrößert oder gar über einen Tag bestehen bleibt.

Diese Tatsache ist auf folgende Einrichtung zurückzuführen: Bei den Telegraphenbehörden werden die Uhren auf Grund des sogenannten Uhrenzeichens gestellt. Das heißt mit anderen Worten: Berlin, als die Zentrale des gesamten deutschen Telegraphenwesens, ist auch in bezug auf die genaue Regelung der Zeit maßgebend für sämtliche Telegraphenanstalten des Reiches. Das Berliner Telegraphenamts verläßt morgens 8 Uhr durch besondere Zeichen auf den Telegraphen der gesamten, an die Telegraphenzentrale angeschlossenen Telegraphenanstalten Deutschlands die achte Morgenstunde. Dieses Zeichen wird bereits auf den in Frage kommenden Leitern zwei bis drei Minuten vorher erwartet, damit die laut Telegraphenordnung vorgeschriebene Beantwortung jenes Zeichens nicht verfehlt wird. Diese an das Haupttelegraphenamts in Berlin angeschlossenen Telegraphenämter geben nun eine Stunde später, also um neun Uhr das Uhrenzeichen an alle an sie angeschlossenen Telegraphenanstalten — meistens Leitern kleineren Stils — weiter; sind an die Anstalten etwa noch Leitungen angeschlossener, so erhalten die sich hierin befindlichen Leitern das Uhrenzeichen wiederum später — gewöhnlich eine Viertelstunde — so daß selbst der kleinste, mit einem Telegraphen oder einem Telephon versehene Ort eine durchaus richtige gehende Uhr hat resp. haben kann, womit gleich im voraus gesagt werden soll, daß sich beispielsweise kleine Postagenturen sehr häufig verteuflert wenig um das Uhrenzeichen kümmern. Diese Unachtsamkeit der bestehenden Vorschrift liegt in den eigenartigen Dienst- und Personalverhältnissen der Agentur begründet. Was jedoch die Postämter, seien dieselben noch so klein, die Telegraphenämter und Eisenbahnstationen anbelangt, so ist ein Uebersehen des Uhrenzeichens vollständig ausgeschlossen, da das gehende Amt so lange das sich nicht meldende Amt ruft, bis dieses antwortet. Bei wiederholter Unachtsamkeit wird seitens des gehenden Amtes Meldung erstattet.

Der Vorgang, der die Weitergabe des Uhrenzeichens in sich schließt, ist nun kurz folgender.

Die bei der Telegraphenverwaltung im Betrieb befindlichen Apparate, zu denen in der Hauptsache die sogenannten Hughes-, Klopff- und Morse-Apparate gehören, werden durch eine hierzu besonders vorgeschriebene Handhabung in Bewegung gesetzt und zwar so, daß die in diese Zeitung eingeschalteten Leitern auf ihren Apparaten die

gegebenen Zeichen ohne weiteres wahrnehmen können. Da den meisten der Leser die Kenntnis der Einrichtung eines Hughes- und Klopffapparates abgeht, wohl aber die Funktion des Morseapparates, die ja bereits in den Schulen erklärt und vor Augen geführt wird, nicht ganz unbekannt sein dürfte, so will ich mich lediglich mit der Behandlung des Uhrzeichens nach diesem System befassen.

Beispielsweise soll das Telegraphenamt Berlin eine Morseleitung nach Potsdam haben, in die noch die Lemter Neuhabelsberg, Wannsee und Grunewald eingeschaltet sind.

Berlin würde demnach eine Minute vor acht — oder vor neun, je nachdem die Weitergabe des Zeichens bestimmt ist — auf Kommando eines die Aufsicht in Telegraphensaal führenden Beamten mit der Taste — dem Zeichengeber am Morse-Apparat — eine größere Anzahl „Punkte“ geben — die Telegraphenschrift besteht bekanntlich aus Punkten und Strichen — und dann, natürlich wieder auf Befehl, die Taste so lange drücken, d. h. so lange einen „Strich“ machen, bis die Minnte verfloßen ist und die Uhr die Zeit acht oder neun angibt. Dann läßt Berlin die Taste los, die Lemter in den betreffenden Leitungen wissen, „was die Glocke geschlagen hat“ und melden sich vorchriftsgemäß der Reihenfolge nach mit den in Morse-schrift gegebenen Worten: „Hier Grunewald, guten Morgen“, „hier Wannsee, guten Morgen“ etc. etc.

Der Berliner Beamte liest die Meldung vom Morsestreifen ab und merkt sich dasjenige Amt, das sich nicht gemeldet hat, um es dann nochmals besonders anzurufen. Bei den Fernspreckleitungen ist der Vorgang ein ähnlicher. Die in den sogenannten Sp.-Leitungen (Sprechleitungen) eingeschalteten Telephonapparate unterscheiden sich natürlich von den in Stadtfernspreckbetriebe benutzten Apparaten in verschiedenen Punkten. Diese Apparate, die in der Hauptsache zur Weitergabe von Telegrammen an Postagenturen und Posthilfsstellen bestimmt sind, haben ihre durch die an der rechten Außenwand befindliche Kurbel, mit der verschiedene Glockenzeichen bewirkt werden können, ganz besonderen Aufzeichen, die ebenfalls — analog den Verhältnissen beim Morse-Apparate kurz (Punkte) oder lang (Striche) hergestellt werden.

Das Uhrzeichen wird nun daran erkannt, daß das gebende Amt eine volle Minute lang die bereits erwähnte Kurbel dreht und infolgedessen sämtliche in die betreffende Leitung eingeschalteten Lemter durch ein Glockenzeichen, das für gewöhnlich eine Minute aushält, aufmerksam gemacht werden. Vorschrift ist auch hier wieder, daß sich die Lemter der Reihenfolge nach melden, indem sie dem gebenden Beamten, der nimmehr den Hörer zur Hand genommen hat, unter Angabe ihres Ortsnamens einen guten Morgen wünschen.

Selbstverständlich ist es vollständig ausgeschlossen, daß während der Weitergabe des Uhrzeichens Telegramme befördert werden können. Bereits 3—5 Minuten vor der festgesetzten Zeit wird daher der Betrieb eingestellt, da unbestimmt um eine noch nicht ganz abtelegraphierte Depesche das Uhrzeichen zur rechten Zeit einfällt und dadurch die sämtlichen Leitungen betriebsunfähig werden.

Man wird daher nie ein Telegramm erhalten, das, je nachdem nun das Uhrzeichen um 8 oder 9 Uhr gegeben wird, um 8 resp. 9 Uhr aufgenommen worden ist.

Was ich nun hier von den Post- und Telegraphenanstalten gesagt habe, gilt natürlich in der Hauptsache auch für die Eisenbahn-Telegraphen und Stationen. Beide Behörden — Post und Eisenbahn — verfügen daher über genau gehende Uhren, was ja auch in Anbetracht ihrer Bedeutung in bezug auf den Verkehr als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß.

Diese einheitliche Regelung zu ermöglichen, hat man das sogenannte Uhrzeichen eingeführt. —

Robert Bieme.

## Kleines feuilleton.

h. Palmenwedel. Der als ein Symbol des Friedens in Trauer-Blumenarrangements einst so hoch geschätzte und teuer bezahlte Palmenwedel ist in den letzten Jahren derart im Werte gesunken, daß er sich heute kaum noch einer besonderen Beachtung erfreut und nur jenen Kreisen begehrtestwert erscheint, wo man nur geringes Geld für einen Grab- oder Sargschmuck aufwenden kann. Der Palmenwedel ist seit knapp einem Duzend Jahren um etwa 90 Prozent in seinem Werte gefallen. Dieser Preissturz hat seinen Grund in der Einfuhr von getrockneten Palmenwedeln aus Japan. Diese Wedel werden in hiesigen sogenannten „Palmenwedelfabriken“ einer eigenartigen Behandlung unterworfen, sie werden durch gewisse Dämpfe, deren Zusammensetzung in den verschiedenen Fabriken als Geschäftsgeheimnis ängstlich gehütet wird, wieder geschmeidig gemacht und sodann einem Färbeprozess unterzogen, aus dem das ursprünglich so spröde und froghelbe Rohmaterial so geschmeidig und naturähnlich hervorgeht, daß dem Laien eine Unterscheidung eines solchen „präparierten“ Wedels von einem frischen Wedel, der von einer Pflanze einer hiesigen Gärtnerei geschnitten wurde, nicht leicht fällt. Etliche Fabriken allerdings liefern eine Ware, der man die „Kunst“ schon von weitem anmerkt.

Da das aus Japan eingeführte Rohmaterial wenig mehr als die Fracht kostet und in großen Mengen eingeführt wird, so können die präparierten Wedel billig abgegeben werden. Die Produktionskosten stellen sich auf etwa 20 Pf. für den Meter (die Wedel werden en gros nach Metern gehandelt). Der Verkaufspreis dieser Ware hat nun allerdings ganz plötzlich eine künstliche Steigerung erfahren.

Die Zufuhren blieben seit Monaten knapp, sie haben zurzeit ganz aufgehört, und zudem lauten die Nachrichten über die bevorstehende Ernte derart ungünstig, daß auch für das kommende Frühjahr, der Hauptimportzeit, keine übergroße Einfuhr in Aussicht steht. Zu all diesem kommt, daß der neue Zolltarif, der im nächsten Jahre in Kraft treten soll, für den Doppelzentner dieser Palmenwedel einen Einfuhrzoll von 250 M. vorsieht. Die Importeure halten infolgedessen ihre Lagerbestände fest, und die Händler machen sich die Lage zunutze, indem sie die Verkaufspreise ganz gewaltig, bis zu 150 und mehr Prozent, hinaufsetzen.

Trotz dieser künstlichen Preissteigerung bleibt der Wert eines präparierten Palmenwedels immer noch erheblich hinter dem Wert eines im Inlande herangezogenen Wedels zurück, denn ein hier im Gewächshause abgechnittener Palmenwedel von einem Meter Länge verursacht etwa 2 M. Produktionskosten. Die Pflanze, welche diese Wedel liefert, ist keine eigentliche Palme, sondern zählt zu den vermannten Palmfarngewächsen. Die Bezeichnung „Palmenwedel“ ist somit botanisch anfechtbar. Der botanische Name dieser Pflanze lautet *Cycas revoluta*. Ihre Heimat ist das südöstliche Asien, von wo aus früher die walzenförmigen Stämme, welche wie bei den Baumfarnen sich nach und nach aus den Stumpfen der abgefallenen Wedel bilden, nach hier eingeführt wurden. Diese Stämme haben ein enormes Gewicht und verursachen infolgedessen eine bedeutende Fracht. Unter Anwendung vieler Mühe und nicht geringer Kosten wurden diese Stämme in den Gewächshäusern zur Bewurzelung gebracht, worauf die Pflanze dann auch wieder zu treiben begann. Oft vergingen 4—5 Jahre, bis Wedel von so einer Pflanze geschnitten werden konnten. Der Import dieser Stämme hat jetzt aufgehört, die noch in Kultur befindlichen Pflanzen sind ziemlich wertlos geworden, da heute selbst das zahlungsfähigere Publikum im Bedarfsfälle den billigen präparierten Palmenwedel dem teureren frischen vorzieht.

Während bei uns nur die Wedel von *Cycas revoluta* verwendet werden, wird in Japan die Pflanze selbst vielfach im Zimmer gepflegt. Zu diesem Zwecke werden aber nur kleine Pflanzen benutzt, welche mehrfach verzweigte Stämme bilden. Solche meist recht krüppelig aussehende Pflanzen passen auch gar zu sehr zu dem Blumen-schmuck, wie solcher dem Japaner als höchstes Ideal erscheint. Derartige kleine Pflanzen können aber auch bei uns mühelos im Zimmer unterhalten werden, da die Pflanzen, wenn sie einmal gesunde Wurzeln getrieben haben, keine großen Ansprüche an Pflege stellen; sie treiben auch im Zimmer alljährlich einige, wenn auch kleine Wedel, und bilden durch ihr bizarres Aussehen für jeden Blumenfreund einen interessanten Zimmer-schmuck. —

k. Vom Briefmarkenhandel. Auf 20 Millionen Mark schätzt ein englischer Sachverständiger in einem Londoner Blatte das Kapital, das allein in eigentlichen Markenhandel steckt. Von dem ungeheuren Wachstum der Briefmarkensammlelvirt in den letzten Jahren machen sich nur wenig Leute, die dem Sport nicht selbst huldigen, eine Vorstellung. Die Summen, die für seltene Briefmarken ausgegeben werden, repräsentieren oft große Vermögen. Als Liebhaberei wie als Geschäft nimmt so das Marken-sammeln eine bedeutende Stellung ein. Es gibt Privatsammlungen, die einen Wert von 40 000 bis 4 000 000 M. besigen. Eine große englische Firma, die aus der Verschmelzung zweier Firmen entstanden ist, hat zum Beispiel ein Kapital von über 2 340 000 M. Vor einigen Tagen verkaufte diese Firma die kleine Privatsammlung von Mr. Smith-Nyland für 50 000 M., ein sehr hoher Preis für einen Auktionsverkauf, besonders, da die Sammlung nur wenige Seltenheiten enthält. Wie wichtig dieser Handel aber doch ist, zeigen die Preise für einige besondere Marken. Eine sächsische Marke von 1851 mit einem Papierfehler brachte 1120 M.; eine rot und blaue Britisch Central-Afrika-Penny-marke 940 M.; eine blaue Penny-marke vom Kap der guten Hoffnung 760 M. Sehr oft werden weit höhere Preise für einzelne Marken bezahlt, wenngleich es nicht oft vorkommen wird, daß jemand, wie es vor einiger Zeit geschehen ist, 29 000 M. für eine blaue Mauritius-Dwopenny-marke ausgibt.

Eine „Philatelisten-Zeitung“ setzte kürzlich einen Preis aus für die beste Beantwortung der Frage, warum ihre Leser Marken sammeln. Sehr viele antworteten: „Als Kapitalanlage“; und Marken sind in der Tat eine sehr sichere und einträglich Kapitalanlage. Besonders gut eignen sich die Marken der britischen Kolonien dazu, speziell der Kolonien mit geringer Bevölkerungszahl, die nur verhältnismäßig wenige Marken drucken. Ein Beispiel ist die 10 Schilling Lagos, die 1903 für 12 50 M. verkauft wurde und jetzt 80 M. wert ist, und 1 Pfund Südnigeria, deren Marktpreis vor drei Jahren 25 M. und jetzt 160 M. beträgt. Die Sammlung, die der Engländer B. Hughes in 37 Jahren für nur 1380 M. angelegt hat, wurde für 60 000 M. verkauft. Die Sammlung von Paulwels aus Torquay, die ursprünglich 2700 M. kostete, brachte nach 27 Jahren 80 000 M. Keine Sammlung von Wertgegenständen nimmt so wenig Platz ein, wie Briefmarken. Die kleine Stahlkammer einer großen Briefmarkenfirma enthält Marken im Werte von 1 500 000 M., die in Lagerbücher geklebt und numeriert sind. Einige dieser 180 Lagerbücher sind über 40 000 M. wert. Die Neufundlandmarken dieser Abteilung werden allein auf 31 304 M. bewertet. Die Firma zählt 40 000 Kunden in aller Welt. Für diese Kunden werden 12 000 Kataloge britischer und 10 000 ausländischer Marken jährlich hergestellt. Die Firma hat einen jährlichen Umsatz in Marken von Millionen und verkauft wenigstens 80 000 Alben. Seltene Marken, so einige der Sandwich-Inseln, von Mauritius und

Australien, die je 10 000 M. wert sind, kommen ständig auf den Markt und werden nie länger als eine Woche gehalten. Da die Zahl der Sammler besonders in den öffentlichen Schulen jährlich wächst und die Preise der Einnahmen ständig steigen, muß es ein sehr blühender Handel sein. Viele reiche Sammler geben jährlich 20 000—200 000 M. für ihre Liebhaberei aus. —

**Medizinisches.**

10. Die Schlaftrunkenheit. Das Bewußtsein des wachenden Menschen ist der Zustand, in dem sein Geist durch Vermittlung der Sinne in tätiger Verbindung mit der Außenwelt steht. Dieser Zustand kann verschiedene Veränderungen und Störungen erleiden, von denen einige wie der Schlaf gesunder Natur sind, andere dagegen krankhaft. Wahrscheinlich bestehen während des Schlafes gewisse Vorgänge im Gehirn fort, für die man neuerdings die Bezeichnung des Unbewußtseins erfinden hat, und an die der Mensch beim Erwachen gewöhnlich gar keine Erinnerung hat. Ist eine Erinnerung dennoch vorhanden, so spricht man von einem Traum. Wird das Bewußtsein durch eigentliche krankhafte Erscheinungen gestört, z. B. einen epileptischen Anfall, so hat der davon Betroffene gewöhnlich keine Ahnung davon, was er während dieser Zeit getan hat. Zuweilen aber ist die Scheidung zwischen dem normalen und dem gestörten Bewußtsein eine so feine, daß es auch für den gewiegten Psychiater schwierig ist, eine Entscheidung darüber zu fällen, wenn er z. B. vor Gericht darüber befragt werden würde. Es gibt einen Zustand, der am häufigsten als Schlaftrunkenheit oder Somnolenz bekannt geworden ist, in dem scheinbar schlafende Personen Handlungen ausführen, die vorzüglich erscheinen und an die die Betreffenden auch eine klare bestimmte Erinnerung haben. Einen besonderen Fall einer derartigen Störung des normalen Bewußtseins schildert Dr. Taylor im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung an einem sonst gesunden Mann von 31 Jahren, der allerdings schon jahrelang gelegentlich eine Neigung zum Nachtwandeln gezeigt hatte. Er berichtete selbst, daß er sich durch einen unwillkürlichen Antrieb veranlaßt fühlte, sein Bett zu verlassen, von dem Fenster einen Schirm abzurücken und dann längs eines Wasserrohrs hinunterzujultern, wobei er sich mit Händen und Füßen anklammerte. Sobald er den Boden erreicht hätte, läme ihm die Bestimmung zurück, und er suchte dann ruhig sein Bett wieder auf. Der Mann behauptete selbst, daß er dabei nicht das Bewußtsein verloren hätte, sondern eine bestimmte Erinnerung an alles besäße, was ihm begegnet wäre. Ein anderes Mal kletterte er im Nachtgewand durch ein Fenster in das Schlafzimmer eines anderen Mannes. Ein drittes Mal schwang er sich zu dem Fenster im dritten Stock hinaus, erwachte aber noch gerade, als er vom Fensterbrett herunterhing. Er hatte noch viele Erfahrungen ähnlicher Art zu berichten und behauptete, beim Erwachen nicht im mindesten Schwindel oder auch nur Verwirrung zu empfinden. Der Patient selbst erklärte diese Handlungen daraus, daß er von einer überwältigenden Furcht vor einem schrecklichen Traum getrieben würde. Er hatte noch nie während des Nachtwandels jemand ernstlich verletzt, gab aber selbst zu, daß er vor keiner Gewalttätigkeit zurückschrecken würde, wenn ihn jemand an der Rettung vor der drohenden Gefahr verhindern wollte. Der Ausdruck Schlaftrunkenheit ist wohl für den geschilderten Geisteszustand nicht bezeichnend genug, und man wird sich vielleicht besser des Fremdworts Somnolenz oder des bekannteren Somnambulismus bedienen, ehe ein geeignetes deutsches Wort dafür gefunden ist. Uebrigens ist die fragliche Erscheinung auch als eine Art von aktivem Alpdrücken erklärt worden. —

**Aus dem Tierleben.**

— Eine merkwürdige Form von Tiergesellschaft. Ein Mitglied der biologischen Anstalt auf Helgoland schreibt den „Mittl. N. N.“: Auf einer unserer letzten Fahrten in der nördlichen Nordsee, die der Auffindung der Standplätze der Jugendzustände von Schellfisch und Stabeljau galt, hatten wir Gelegenheit, eine Form von Tiergesellschaft näher zu beobachten, die wohl weiteren Kreisen nicht bekannt ist. Es konnte nämlich festgestellt werden, daß an Orten (oder an Tagen), wo die in der Nordsee sonst so häufige Quallengattung *Cyanea* (meist eine blaue Qualle) vermehrt wurde, auch der Bestand an Jungfischen außerst spärlich oder gleich Null war, daß dagegen ein Auftreten der genannten Qualle in größerer Menge auch jedesmal einen ergiebigen Fang von Jungfischen zur Folge hatte. Um dieses gleichzeitige Vorkommen etwas näher zu untersuchen, wurden von Nord aus mit Klüffeln einzelne vorüberziehende Quallen herausgeholt, und es zeigte sich, daß fast mit jeder Qualle (wenigstens bei den mittelgroßen) eine Anzahl Jungfische erbeutet wurden. Man konnte bei ruhiger See auch deutlich beobachten, wie die jungen Tiere sich zwischen den langen Seinfäden der Qualle aufhielten, und wie ihre Eigenbewegung sich darauf beschränkte, dem Weiterschwimmen der Qualle nachzulommen. Es ist nun zwar in der einschlägigen Literatur ein Fall bekannt, daß einer anderen Qualle, der *Medusa Cassiopea*, ein Fisch sich aufdrängt (*Schedophilus medusophagus*), der sich nach den Beobachtungen von den Netzen der Keschelorgane der Qualle nähren soll, merkwürdigerweise, ohne sich durch die abende Wirkung dieser hören zu lassen. In unserem Falle dem Aufenthaltsorte der jungen Schellfische und

Stabeljau einen solchen räuberischen Zweck zuzuschreiben, ist zwar nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen (es wurde jedoch nichts bemerkt, was eine solche Annahme stützen könnte), es scheint aber näherliegend, dies Zusammenleben von einem anderen Gesichtspunkt aus aufzufassen: die jungen Fische werden eifrig von den größeren Arten gejagt; die Qualle scheint jedoch vor einer Verfolgung, wenigstens durch Fische, ziemlich sicher zu sein. Was liegt nun näher, als anzunehmen, daß sich im Laufe ihrer Entwicklung bei den genannten Dorscharten durch Vererbung ein Trieb herangebildet hat, während der gefährdeten Jugendzeit diese Quallen als Schützer aufzusuchen. Daß es gerade die Stornblumenquallen sind, die diese Rolle übernommen haben, mag auf einer Art von gegenseitiger Anpassung beruhen, indem vielleicht bei dieser Quallengattung den Jungfischen weniger störende Kesselfwirkungen entgegengetreten, weil die Qualle ihrerseits sich triebartig entgegenkommend verhält. Ob sie selbst einen Vorteil von ihrem Schützeramt hat, konnte nicht festgestellt werden. Immerhin ist es möglich, daß die Schütlinge ihren Schirmherrn (im wahren Sinne des Wortes) von schmarogenden Krebschen und anderen winzigen Tieren befreien. —

**Technisches.**

t. Die Breite der Wagenräder ist für die meisten Zwecke der Beförderung von viel größerer Wichtigkeit, als man bisher im allgemeinen angenommen hat. Das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten hatte diesbezüglich eine Reihe von Versuchen und Prüfungen angeordnet, deren Ergebnisse jetzt in einem besonderen Bericht mitgeteilt werden. Es konnte nach früheren Erfahrungen angenommen werden, daß breite Räder im Vergleich zu schmalen bedeutende Vorzüge besitzen, und es stellte sich auch heraus, daß eine gegebene Last auf Grasboden mit einem Wagen, dessen Räder nur 1 1/2 Zoll breit waren, um 40 Proz. schwerer zu ziehen war, als auf einem Wagen mit Rädern von doppelter Breite. Auf festem, aber hartem Wege betrug der Unterschied noch 12,7 Proz. Auf dem Gelände der Staats-Universität in Ohio wurde ferner ein gewöhnlicher Wagen mit neuen Radreifen von 3 Zoll Breite mit zwei langen Rössen zu 4480 Pfund Gewicht beladen und die erforderliche Zugkraft mit einem Dynamometer gemessen. Auf einem gewöhnlichen, aber in gutem Zustand befindlichen harten Landweg betrug die nötige Zugkraft 254 Pfund, auf Grasboden 468 und auf einem frisch gedüngten Acker 771 Pfund. Zwei Pferde konnten die Ladung mit Leichtigkeit auf einem gewöhnlichen Weg ziehen, während bei einem Wagen mit schmalen Rädern die Ladung fast um die Hälfte vermindert werden mußte, um die Beförderung in gleicher Weise zu gestatten. Außerdem kommt noch in Betracht, daß breite Räder den Weg walzen und einebnen, so daß er mit der Zeit besser wird, während schmale Räder ihn zerreißen. Ähnliche Versuche wurden noch durch die landwirtschaftliche Versuchsanstalt in Missouri angestellt. Professor Sanborn ermittelte dort, daß auf einem Wagen mit breiten Rädern 2248 Pfund ebenso leicht gezogen werden konnten wie auf einem Wagen mit schmalen Rädern ein Gewicht von 2000 Pfd. Es läßt sich also im allgemeinen sagen, daß unter fast allen Bedingungen breite Räder vorteilhafter sind als schmale. —

**Notizen.**

- Das neue Düsseldorfer Schauspielhaus sollte mit dem Drama des englischen Dichters Stephen Phillips „Paolo und Francesca“ eröffnet werden. Flugs erwarb der Direktor des Düsseldorfer Stadttheaters ein anderes Stück desselben Autors und wollte durch eine schnelle Aufführung die Konkurrenz schlagen. Das Schauspielhaus wandte sich beschwerdeführend an das städtische Theaterkomitee, erreichte aber nichts. So hat es denn das Stück des Engländers vorläufig zurückgestellt und fängt mit Ibsens „Komödie der Liebe“ an. —
- Einige ehemalige Mitglieder der „elb Scharfrichter“ wollen im kommenden Frühjahr auf Amerikadampfern Kabarett-Abende veranstalten. —
- Die Wiener Hofoper hat dreißig eingereichte Ballettdichtungen den Autoren „dankend zurückgeschickt“. In dieser Saison wird kein neues Ballett zur Aufführung kommen — es ist kein Geld da. —
- Die nächste Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte findet in Stuttgart statt. —
- In der Kalahari gibt es nach Passarge nur noch 3000 Bushmänner. Der Grund und Boden ist geschnäpftig verteilt Eigentum der Familien. —
- Im Kreise Labiau hat sich das Eichwild so vermehrt, daß das Abschlagen von 30 Hirschen angeordnet werden mußte. In den höher gelegenen Wäldern, in denen es kein Weidengestrüpp — die Lieblingsnahrung des Elches — gibt, ist ein großer Teil der Schotungen in den letzten Jahren überhaupt nicht vorwärts gekommen. Die Elche fällen die Rinde der jungen Bäume, hauptsächlich die der Eichen, vollständig herunter und bringen dadurch die Stämmchen zum Absterben. —
- Der Nachlaß des unlängst in Paris verstorbenen Alfons Rothschild beträgt nach der Wiener „N. Fr. Pr.“ 940 Millionen Francs. Der französische Fiskus erhält an Erbschaftsteuern 21 Millionen Francs. Der Witwe fallen 470 Millionen zu, der Sohn und die Tochter erben je 235 Millionen Francs. —